

Vor 7000 Jahren Auf den Spuren der frühesten Kultur

Die Ausgrabungen auf Malta

Im Jahre 1924 tat die von der italienischen Regierung auf die Insel Malta entsandte archäologische Forschungskommission den ersten Spatenstich auf der Suche nach Spuren und Denkmälern einer uralten Zivilisation. Leiter der Kommission war Luigi M. Ugolini, ein ganz junger italienischer Archäologe, der sich bereits durch seine Forschungen in Albanien einen Namen gemacht hatte. Jahrelang gruben die Italiener auf Malta und je weiter die wissenschaftliche Expedition in das Inselgebiet vordrang, desto erstaunlicher wurden die Funde: Vasen, Skulpturen, Gefäße, Brunnengegenstände. Anfangs vermutete Professor Ugolini Spuren einer früheren Bronzeperiode gefunden zu haben, es dauerte vier Jahre, ehe er mit unzweifelhafter Gewissheit feststellen konnte, daß das, was er entdeckt hatte, Produkte einer weit früheren Steinzeit waren. Die Ausgrabungen sind nun beendet und in kurzer Zeit wird Professor Ugolini, der mittlerweile wieder nach Italien zurückgekehrt ist, die Resultate seiner Expedition veröffentlichen. Sie ändern die bisherige Auffassung über die Anfänge der menschlichen Kultur wesentlich; sie eröffnen ganz neue Perspektiven über die soziale, wissenschaftliche und künstlerische Vergangenheit der Menschheit. Ehe die Forschungsergebnisse offiziell veröffentlicht werden, war Professor Ugolini so liebenswürdig, einige Aufschlüsse über seine Entdeckungen zu geben.

Siebttausend oder zehntausend Jahre?

„Es ist unmöglich, genau festzustellen, wie alt die von uns geförderten Denkmäler aus der Steinzeit sein mögen“, erklärte Professor Ugolini. „Es ist möglich, daß sie fünftausend Jahre alt sind, aber ebenso gut können sie sieben- oder zehntausend Jahre alt sein. Eines jedoch ist sicher: nirgends sind zusammenhängende Spuren einer älteren Kultur gefunden worden, als in Malta. Schon früher einmal fand man Spuren aus der paläolithischen Periode: Zähne und Gebisse, die an das Gebiß des Neandertalers erinnerten. Meine Ausgrabungen stammen ohne Zweifel aus dem, dem Paläolithikum unmittelbar folgenden Neolithikum.“

Es sind die bisher allerältesten, bekannten Spuren, die auf eine hochentwickelte Kultur, auf ästhetischen Sinn, technische Kenntnisse und ein differenziertes Seelenleben schließen lassen. Die bisher bekannten, frühen Bronze- und Kupferkulturen, wie jene von Kreta, Mikenä oder Troja, deuten auf eine weit weniger entwickelte Technik hin; es muß nach der Steinzeit irgend ein fürchterliches Ereignis die frühere Kultur weggerafft haben, so daß alles wieder neu erungen werden mußte.

Tempel und Götzen

Die Ausgrabungen auf Malta haben Steinzeitbauten zutage gebracht, wie sie bisher noch

nirgends gefunden wurden. Riesige Tempelbauten wurden bloßgelegt. Sie sind alle in der Form von Ringen gebaut, ihr Eingang war in der Mitte und sonderbarerweise gab es nur bis zum ersten Schiff der dreiteiligen Tempel einen Zugang. Das zweite und dritte Schiff war durch ungeheure Steine versperrt, so daß es unverständlich ist, wie diese Teile betreten wurden und welchen Zwecken sie gedient haben. Gigantia, Tarfen, Mnajdra und Ġgantija sind unsere wichtigsten Fundorte. Bei Ġgantija fanden wir einen riesigen unterirdischen Tempel mit einer ungeheuren Anzahl von Geräten, Tongefäßen, Skulpturen und ornamentalen Gegenständen. Es ist unbegreiflich, wie die Männer der Steinzeit die 18 Tonnen schweren Steinblöcke auf eine Entfernung von zehn, oft zwanzig Kilometern zum Bau herbeischleppen konnten. Die riesigen Felsblöcke aufzustellen und zu meißeln, daß sie genau aneinanderpaßten, ist selbst heute eine große Aufgabe für einen geschulten Ingenieur. All das brachten die Männer der Steinzeit mit ihren primitiven Instrumenten zu Stande.

Die Skulpturen und Gefäße, die wir im Inneren der Tempel und Paläste fanden, sind aus Kalkstein oder Ton angefertigt. Die Statuen, die wir fanden, stellen nur zum Teil nackte Menschen dar. Auf anderen sind die Figuren, deren Geschlecht nicht festzustellen ist, bekleidet. Folglich trugen die Menschen der Steinzeit Kleider, und zwar, wie wir ebenfalls an Hand der Skulpturen feststellten, komplizierte und reich verzierte Kleider. Wir fanden einen Torso, die „prähistorische Venus“, die von so überlegenen anatomischen Kenntnissen, einer derart künstlerischen Ausdrucksfähigkeit zeugt, daß sie die Arbeit eines unerhört begabten Künstlers, eines Praxiteles oder Michelangelo der Steinzeit sein muß. Ein Teil der Skulpturen stellt Tiere dar: Ziegen, Schweine und Stiere. Die in den Tempeln aufgefundenen Altäre zeigen spiral ineinander gewundene Ornamente in der Art von Mäandern. An einigen fanden wir Spuren von Malerei mit roter und weißer Farbe.

Es ist von größter Wichtigkeit, daß wir in einigen Tempeln Fragmente von kleinen Tonmodellen der Riesenbauten vorgefunden haben. Es scheint, daß die Urtbewohner von Malta, ebenso, wie die Ägypter ein Modell des fertigen Hauses im Tempel unterbrachten. Aus den Ruinen der Tempel sowie aus den Resten der kleinen Modelle können wir haargenau feststellen, wie diese Tempel tatsächlich ausgesehen haben.

Ich kann nicht genügend betonen, mit welcher technischen Fähigkeit die Riesenbauten ebenso wie die kleinsten Gebrauchsgegenstände verfertigt worden sind. Die Mauern der Tempel sind bis auf den heutigen Tag kaum zerstört; dagegen drehten die prähistorischen Töpfer Tongefäße von dreiviertel Meter im Durchmesser mit einer Wand von kaum einem Zentimeter

Dünne. Je tiefer wir in die Erde drangen, um so überraschender waren unsere Entdeckungen.

Religion und soziale Ordnung

„Wie mochte die soziale Struktur dieser Steinzeitmenschen gewesen sein? Wir wissen nichts davon, keinerlei Spuren sozialer Einrichtungen sind vorläufig aufzufinden gewesen. Von ihrer Religion jedoch können wir einiges erraten, denn wir fanden in den ausgegrabenen Tempeln Altäre und Götzenbilder. In ihrer Nähe entdeckten wir Tierstele, Ziegen- und Kuhhörner. In fast allen Tempeln fanden wir eine akustische Einrichtung. Der Ton, welcher in der Nähe einer Mauer gebläht wird, klingt geheimnisvoll verflüstert und vielfach im Raume wieder. Es scheint, daß die Priester des Steinzeit-Götendienstes es wohl verstanden haben — ihre Getreuen im Banne der Religion zu halten. Der Gläubige, der seine Opfertiere der Gottheit darbrachte und sich vor dem Altar auf den Boden warf, hörte eigentümlich surrende, klingende Klüstertöne und glaubte, die Stimme der Gottheit zu vernehmen. Die zahllosen Wertgegenstände, die in den Tempeln vorgefunden wurden, deuten darauf hin, daß die Getreuen der Gottheit kostbare Schätze darbrachten.“

Im klassischen Altertum sind unterirdische Höhlen, die die Priester zum Wahrsagen, Ratgeben und Annehmen von Geschenken benutzten, keine Seltenheit gewesen. Wenn uns auch die Religion der Steinzeit auf Malta nicht in ihren Einzelheiten bekannt ist, können wir doch mit Sicherheit annehmen, daß sie der garricht primitiven Glaube von Menschen war, die der Gottheit Opfer darbrachten und Priestern und Propheten gehorchten. Auf einzelnen Konstatmenten fanden wir übertriebene Geschwürfte, Spuren von Verletzungen oder Knochenkrankheiten. Offenbar handelt es sich um Botivgaben an die Gottheit, wie sie bei den Primitiven, auch heute noch dargebracht werden, um Günstung zu erflehen oder zum Dank nach erfolgter Genesung.“

Die Wohnstätte des Steinzeitmenschen

In Tarfen fanden wir ein Modell von ganz besonderem Interesse: Der Grundriß eines Wohnhauses. Aus diesem Grundriß und aus den aufgefundenen Ruinen konnten wir feststellen, daß das Haus des Steinzeitmenschen tellerförmig gewesen sein muß. In der Mitte befand sich ein breiter Eingang. Er führte in ein Atrium. Von dort aus gelangte man in einen großen, zentralen Raum, an den sich mehrere kleine Räume anschlossen. Das Modell sieht aus, als hätte man das altrömische und das altgriechische Haus zusammengebaut. Es befindet sich darin das altrömische Atrium, ebenfalls der große Mittelsaal, das von Homer so oft besungene Megaron. Bisher waren die beiden Wohnhaustypen nur getrennt bekannt. Die „Domus romana“, der römische Haustyp,

stammt aus Südgrichenland, während das Megaron nur in Nordgrichenland bekannt war."

Stammt die Mittelmeer-Kultur aus dem Osten?

Durch unsere Ausgrabungen auf Malta wird die Frage wieder akut, ob die Kultur des Mittelmeeres tatsächlich von unbekanntem Völkern und Rassen, die von Osten nach Westen wanderten, stammt. Trotzdem ich auf eine starke Opposition gefaßt bin, muß ich sagen, daß tatsächlich eine prähistorische Völkerwanderung von Osten nach Westen stattgefunden hat. Sie fand einen Ruhepunkt in der Gegend des heutigen Frankreich und Spanien und strömte später wieder in östlicher Richtung zurück. Die bekann-

ten Wandmalereien in Spanien sind älter als die Funde auf Malta, aber eine zusammenhängende Kultur, die aus früherer Zeit, als die maltesische stammt, ist uns nicht bekannt. Hier ist der Beweis, daß die zurückflutende Völkerwanderung eine Zeit lang auf Malta Aufenthalt nahm und sich später von hier aus nach den Fundorten der großen Kulturen, nach Kreta, Mykenä, Tiryns, Troja zerstreute. Ganz bestimmt haben die Ausgrabungen auf Malta unsere Kenntnisse der prähistorischen Kultur einen wichtigen Schritt weitergebracht. Spätere Ausgrabungen können vielleicht noch frühere Kulturen an den Tag bringen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Niederlassung auf Malta eine entscheidende Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit gespielt haben muß."

Rotkopf Skizze von Erna Preis

Jrgendwo in der Provence wurde er geboren. Unter dem Himmel des südlichen Frankreichs, inmitten einer Landschaft der Heiterkeit und des Ueberflusses. Sein Vater war Maler und Bildhauer, verträumt, wenig lebensüchtig. Geniekerisch durchstreifte er die Welt, immer auf der Suche nach künstlerischen Eindrücken. Um die Dinge des Alltags, um den Verkauf der Arbeiten, um die Einteilung des Erlöses mußte sich seine Frau kümmern. Sie war in jeder Beziehung das Gegenteil ihres Mannes: energisch, umsichtig und stets auf den materiellen Vorteil der Familie bedacht. Zu ihrem größten Kummer entwickelte sich der einzige Sohn ganz nach dem Vater. Wuchs zum Knaben, lässig, träumerisch, unbekümmert wie er. Robert hatten die Eltern den Sohn genannt. Ein Name, der nicht recht zu ihm paßte, den er aber geduldig mit sich trug wie etwas Unabänderliches. Wie er überhaupt von frühester Jugend an eine, seiner Mutter mitunter recht auf die Nerven gehende, gütige Geduld allem entgegenbrachte, was ihm begegnete.

In seiner Umgebung z. B. der Magd Yvonne, die das kleine Anwesen in dem provençalischen Dorf verwaltete, das die Eltern Roberts in jedem Sommer aufsuchten. Dann: den Kindern der Nachbarschaft, den Tieren, den Erwachsenen. Vor allem aber übte der kleine Robert diese Geduld der Mutter gegenüber. Ihr leicht erregbares Naturell vermochte nicht, ihn aus der Ruhe zu bringen. Schalt sie, was oft geschah und mitunter wegen belangloser Kleinigkeiten, so hatte er eine Art, den Kopf schräg auf die Seite zu legen — ungefähr wie es junge Hunde tun — und dabei mit aufmerksamsten Blicken jede ihrer Bewegungen zu verfolgen. Der Mund behielt indes sein altes freundlich-ergebenes Lächeln, während die Augen ruhig und traurig das Schauspiel des Sätzlichen zu verfolgen schienen.

Robert Languelier war ein Kind, das wenige Lachen gesehen hatten. Manche fanden den Knaben hübsch, weil er so zart und schmal in die Höhe schloß, mit feinen sanften Zügen. Andere fanden ihn häßlich: der roten Haare und der Sommersprossen wegen, die über und über seine weiße Haut bedeckten, welche sich auch unter den feurigen Strahlen der südlichen Sonne nicht bräunte. Ein Freund des Vaters nannte ihn irgendwann im Scherz, der nicht böse gemeint war, „Rotkopf“. Dieser Name blieb dem kleinen Languelier. Er nahm ihn hin, wie er alles hinnahm: sanft, geduldig und ein wenig verwundert.

Dann starb die Mutter. In dem provençalischen Haus. Niemand war bei ihr als die

Magd Yvonne. Vater und Sohn kamen von einem Spaziergang zurück, als sie das Schreckliche erfuhren. Der Arzt konstatierte einen durchaus nicht ungewöhnlichen Herzschlag. So etwas kam öfters vor bei Menschen, die zu überhitzten Temperamentsausbrüchen neigten, die kein leichtes Leben führten und sich solch ein Leben aus eigener Disziplinlosigkeit schwerer machten, als es nötig war.

Am Tag nach der Beerdigung ging Herr Languelier mit seinem Sohn durch die Felder. Plötzlich blieb er stehen: „Was werden wir jetzt machen, Robert?“ Der Vater nannte den Sohn niemals „Rotkopf“. Als einziger. Robert, gerade zehn Jahre alt, meinte: „Laß uns nach Paris übersiedeln. Laß uns für immer dort bleiben. Nicht mehr herumreisen. Ich muß doch nun endlich etwas richtiges lernen.“ Herr Languelier feuerte. Robert hatte nicht unrecht. Das Zigeunerleben, sein sehnjuchstrunkenes Umher-schweifen, konnte unmöglich gut sein für die Entwicklung eines Knaben. „Schön, mein Junge, ich werde in Paris ein Atelier mieten, Yvonne nehmen wir mit, du besuchst das Gymnasium und arbeitest von jetzt an in der großen Landschaft Paris.“

Ein paar Wochen später zogen sie alle zusammen unter die Dächer des Montparnasse. Das Atelier bestand aus drei Räumen. Den größten erhielt Herr Languelier. Er war Schlaf-, Wohn- und Arbeitsraum zugleich. Mit einem Male merkte Robert, daß häusliches Leben auch schön und friedlich sein kann. Yvonne machte niemals Szenen. Sie war froh, daß man sie nach Paris mitgenommen hatte. Der Vater befahl nicht den Ehrgeiz, Autorität ausüben zu wollen. Robert wäre glücklich gewesen, wenn — ja wenn es keine Schule gegeben hätte. In der Schule fand er sich nicht zurecht. Hier gab es wieder jenen harten Zusammenstoß zwischen der Realität des Lebens und den Träumen seiner Phantasie. Die Knaben in der Klasse mochten den neuen Gefährten nicht, von dem sie instinktiv fühlten, daß er anders war, anders dachte und anders empfand als sie. Kennzeichnet wurde dieser Unterschied schon rein äußerlich. Die meisten der Jungen verfügten über kräftige gedrungene Glieder, tobten, schrien, balgten sich. Waren schon heute fanatische Anhänger jeglichen Sports, rauchten heimlich und kannten sich schon in allerlei zweideutigen Dingen aus. Mit „Rotkopf“ — der Name war hier sofort aufgekauft, gleichsam als habe er in der Luft gelegen — konnte man über nichts dergleichen reden. Weder über Sport noch Zweideutigkeiten. Rotkopf liebte Bücher oder saß auch oft lange Zeit still und ließ seine

großen ersten Augen beobachtend umhertwandern. Seine schmale feine Gestalt hatte geradezu etwas Ueberliches und Zerbrechliches an sich. Wie konnte man mit solchem Jungen raufen, Fußballspielen oder um die Seite schwimmen. Sie mochten ihn nicht. Doch sie wagten auch nicht, dies offen zu bekunden. Er hatte eine Art, freundlich und sicher, die sie befangen machte. Es war schlimmer, was die Mitschüler taten. Und kränkender. Sie gingen Robert Languelier aus dem Wege. Ließen ihn einfach links liegen.

Robert beklagte sich zu niemandem. Nur, er schloß sich dem Vater immer inniger an. Der Vater wurde sein Freund. Liebte es. Allmählich erschien es dem Maler ganz selbstverständlich, daß sein Sohn ihn des Abends ins Café du Dome, dem Treffpunkt der Künstler am Pariser Montparnasse, begleitete und nicht früh zu Bett ging wie andere Knaben. Am Vormittag mußte Robert ja in die Schule. Am Nachmittag arbeiteten beide, Vater und Sohn. Es blieb ihnen also nur der Abend. Nicht verwunderlich, daß sich Roberts ätherisches Aussehen mit der Zeit noch vertiefte. Der Rauch des Cafés, das allzu lange Aufbleiben trugen die Schuld daran.

Sie waren bald ein bekanntes Paar in der Pariser Bohème. „Vater Languelier mit seinem Rotkopf erscheint“. Das wurde ein feststehendes Wort am Stammtisch jener Künstler, zu dem auch der Maler gehörte. „Wer ist dieser Junge?“ fragte ein Fremder, der zu Gast geladen worden war von einem jungen Bildhauer und plötzlich des Abends im „Dome“ auftauchte. Der Bildhauer lachte. „Das ist unser „Rotkopf“. Berrückt, was, ein Kind abends mit ins Kaffeehaus zu nehmen. Aber der Alte kann sich ja nicht von ihm trennen. Umgekehrt der Junge übrigens auch nicht. Hat keine Mutter mehr. Das erklärt vieles. Was starrst du den Bengel so an? Glaubst dein Filmauge eine Entdeckung gemacht zu haben?“ Der andere antwortete kurz: „Ja. Tu mir den Gefallen und bring mich mit dem Knaben zusammen. Aber mach es möglichst wenig auffallend. Ich will nicht, daß er im Gespräch mit mir seine Unbefangenheit verliert.“ Der Bildhauer meinte: „Nichts leichter als das“.

Ein paar Minuten später saßen sie am Stammtisch Langueliers. Der Freund des Bildhauers bestellte sich eisgekühlten Gin-Fizz. Ganz nebenbei, als sei es das Selbstverständliche von der Welt, wandte er sich an Rotkopf, der ihm gegenüber saß, die Hände ineinander verschlungen, träumend vor sich hinstarrend: „Möchtest du auch etwas trinken? Vielleicht eine kalte Schokolade?“ Rotkopf fuhr erschreckt zusammen. Mit großen Augen starrte er staunend auf den Fremden, den er nie zuvor gesehen. Sonderbar, außer dem Vater hatte noch selten jemand so freundlich zu ihm gesprochen. „Danke“, stotterte Robert verlegen. „Danke ja oder danke nein?“ Rotkopf war über seine Kühnheit selbst verwundert, als es sich jetzt sagen hörte: „Danke — ja!“ Der Fremde lachte. „Na, siehst du, das gefällt mir. Immer gerade heraus. Also, Schokolade?“ Rotkopf nickte. Der Vater hatte die kleine Szene gar nicht bemerkt. Er debattierte gerade eifrig mit jüngeren Kollegen über die Ausdrucksmöglichkeiten einer neuen, soeben in Mode gekommenen Richtung der Malerei.

„Wie heißt du?“ fragte der Fremde. „Ich bin Paul Leblanc. Kennst du mich?“ Robert schüttelte den Kopf. „Ich heiße Robert Languelier. Gewöhnlich nennt man mich „Rotkopf“. Aber Ihren Namen habe ich noch nicht gehört. Der andere lächelte. „Nun ja, du bist noch zu jung, um ins Kino zu gehen. Ich bin nämlich Film-

regisseur.“ — „Ach, ist das interessant?“ — „Sehr. Aber auch anstrengend, besonders jetzt im Sommer. Du kannst dir keine Vorstellung machen, was für eine Hitze in den Glashäusern herrscht. Ich laufe fast immer halb nackt herum, aber es nützt nichts. Möchtest du dir mal solch ein Filmatelier ansehen?“ Robert wurde ganz rot vor Freude. Jetzt glühte nicht nur sein Haar, sondern auch sein Gesicht. „Schrecklich gern.“ — „Gut. Komm übermorgen nachmittag in die rue St. Denis 17 und frage nach mir. Dann werde ich dir mal den Filmbetrieb richtig zeigen, kleiner Freund.“ — Der „Kleine Freund“ konnte die nächsten beiden Nächte nicht schlafen. So brannte er vor Erwartung.

„Hoffentlich kommt er“, sagte der junge, doch wegen seines besonderen Stils bereits sehr berühmte Filmregisseur Paul Leblanc zu dem Autor, dessen Manuskript er zu drehen beabsichtigte. „Der Junge ist wie geschaffen für die Hauptrolle. Wirklich, so kitschig es klingt, aber ich fühle förmlich einen Stich, als ich ihn sitzen sah im „Dome“, mit seinem Vater, einem altlichen, bereits etwas reduzierten Maler. „Was hab ich mich bereits umgesehen nach diesem Typ. Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben. Der Held ihres Manuskripts ist ein zarter sensibler Knabe, gütig, ohne weichlich, ernst, ohne unkindlich zu sein. Ein reiner kleiner Junge, der ständig mit der brutalen Welt der Erwachsenen zusammenstößt. Und nun habe ich unseren Typ entdeckt. In einem hochaufgeschossenen rothaarigen Jungen von höchstens elf, zwölf Jahren. Warten Sie nur, wenn Sie ihn sehen, wenn Sie mit ihm sprechen werden.“

Der Autor hatte amüsiert zugehört. „Ihre Begeisterungsfähigkeit ist geradezu rührend.“ Aber es soll mich am meisten freuen, wenn Sie enttäuscht werden. Da kam Rotkopf, geführt von einem Diener aus dem Wartezimmer des Ateliers. Etwas schüchtern, den Kopf schräg zur Seite gelegt, mit den langen dünnen Armen schlenkernd. „Bon jour, Monsieur Leblanc“, sagte er hell und kindlich, „da bin ich.“

Es fiel Leblanc, der sich darauf verstand mit Menschen umzugehen, nicht schwer, das Herz des Knaben zu gewinnen. Eigentlich hatte es ihm vom ersten Augenblick an gehört. Robert konnte das Ganze allerdings kaum begreifen. „Ach soll filmen? Wirklich, ich?“ — „Ja“, sagte Leblanc, „du sollst die Hauptrolle in dem neuen Film spielen, den ich drehen werde. Er heißt „Poile de Carotte“. „Karotten-Kopf“. Dazu brauchen wir, wie du dir denken kannst, einen kleinen Rotkopf.“ Scherzend fügte Leblanc hinzu: „Einen rötteren Rotkopf als dich gibt es in ganz Paris nicht.“ Doch dabei strich der Filmregisseur freundlich und gutmütig über das flammende Haar des Knaben.

Vater Languelier war entzückt, als Rotkopf ihm berichtete, daß er unter der Regie Paul Leblancs die Hauptrolle in einem Film spielen sollte, dessen Titel mit seinem Spitznamen identisch war. Robert, der junge elfeinhalbjährige Robert ein Filmstar. Der Maler fand sich zu Tränen gerührt. In diesem Abend braute Herr Languelier eine Potwale aus feinsten Sommerkräutern, mit Erdbeeren vermischt. An diesem Abend trank sich Rotkopf seinen ersten bescheidenen Schwips an.

Rotkopf wurde natürlich sofort aus der Schule abgemeldet. Languelier ließ ihm Privatstunden geben. Das stattliche Honorar des Film-Vertrages erlaubte dies. Doch vorläufig kam Robert nicht viel zum Lernen. Der Film, der zum größten Teil auf dem Lande spielte, wurde in der Touraine gedreht, und Robert blieb mit Leblanc, den anderen Schauspielern und den Kino-Operateuren viele Wochen von

Paris fern. Im Herbst waren die Aufnahmen beendet. Robert kam zurück. Noch zarter, noch blässer als gewöhnlich. Da es in der ganzen Zeit für ihn nur Arbeit und keine Ruhepausen gegeben hatte.

Vater Languelier war unermüdlich im Fragen. Erst als er die Erschöpfung des Kindes bemerkte, hörte er auf. „In ein paar Wochen ist Premiere“, sagte Rotkopf, der nun schon so sprach wie einer, der dazu gehört, „dann wirst du ja sehen, Vater. Hoffentlich fall ich nicht durch.“

Er fiel nicht durch, der kleine „poile de Carotte“. Er hatte den größten Erfolg, und man nannte im Nu seinen Namen mit der gleichen Bewunderung wie den des jungen Jackie Coogan und der winzigen Shirley Temple. Kritiker schrieben begeistert, Leblanc schloß sofort einen neuen Vertrag mit Roberts Vater ab. In allen fünf Erdteilen schluchzten Frauen, schämten sich auch Männer der Tränen nicht, als sie das Leben und Leiden des Knaben Rotkopf auf der Leinwand sahen.

„Poile de Carotte“ ist ein Kind, das in seinem Elternhaus unsagbar schlecht behandelt wird. Die Stiefmutter haßt den rothaarigen Jungen, der Vater kümmert sich nicht um ihn. Das Ende: der durch zahllose Kränkungen gedemütigte und verzweifelte Knabe, versucht seinem Martyrium durch Erhängen ein Ende zu machen. Im letzten Augenblick kommt der Vater hinzu, der Schreck, die gewaltige seelische Erschütterung genügen, um ihn erkennen zu lassen, was sein Kind gelitten hat. Versöhnlich schließt der Film.

Erschüttert sah Vater Languelier vor diesem Werk. Mit traumhafter Unbefangenheit spielte Robert den Knaben. Wo hatte er das nur her? Die Fähigkeit, Leiden zu erfassen und zu gestalten? Das Fingerpitzengefühl für jede Situation, das ihn mit unerhörter Sicherheit alle Möglichkeiten und alle Grenzen erkennen ließ? Sein Lächeln wurde zum Lächeln der anderen, der Zahllosen, Unbekannten, sein Schmerz spiegelte aller erniedrigter Kinder Traurigkeit wider. Es fand Herr Languelier schließlich die einzige, die wirkliche Erklärung für solch Phänomen: Robert, der kleine Junge, war ein großer Künstler! Vater Languelier senkte den Kopf. Diese Erkenntnis überwältigte ihn.

Der Film, der kurz darauf gedreht wurde, spielte in einem anderen Milieu. Roberts Aufgabe war es jetzt, nicht nur die Tragödie des unterstandenen Knaben darzustellen, sondern zugleich auch die durch besondere äußere Umstände hervorgerufenen Kontraste zwischen Kind und Umwelt zu gestalten. „Der kleine König“ hieß das neue Manuskript. In dem Titel lag schon alles. Der kleine König, ein kleiner Junge, der sich den Anforderungen, die man an ihn stellt, nicht gewachsen fühlt. Der nicht jugendlicher „Herrscher“ sein will, nicht Puppe, nicht Automat, sondern schlichtweg Mensch, Kreatur. Robert Languelier erfüllte auch diesmal Leblancs Anforderungen ganz und gar. Nur — das Publikum, die große entscheidende Masse, war bereits nicht mehr so hingerissen wie über „poile de Carotte“. Die Kritik stellte eine Wiederholung der alten künstlerischen Leistung in Roberts Spiel fest, jedoch keine Steigerung, keine neue Nuance. Man ging von dem „kleinen König“ schnell zur Tagesordnung über, im Zeitalter des Star-Systems kannte man weder Mitleid noch Geduld. Leblanc tat es bitter weh, als seine Gesellschaft ihm mitteilte, es sollten keine weiteren Languelier-Filme gedreht werden. Der erwartete Erfolg sei schon bei dem zweiten Werk ausgeblieben.

Avancement



Leblanc müsse einen anderen Typ ausfindig machen.

Herr Languelier war tief enttäuscht. Rotkopf lächelte. Das schmerzliche und wissende Lächeln eines Frühreifen. Denn Rotkopf wußte bereits in der Tat sehr viel von der Welt. „Sei nicht traurig, Papa“, tröstete er den Vater, „ich werde wieder in die Schule gehen, und du wirst wieder malen. Geld genug, um sorgenlos zu leben, habe ich ja verdient.“ Languelier mußte seinem Sohn gestehen, daß dieser sich irrete. Das viele Geld war nicht mehr da. Er hatte sich so ausgegeben, der Maler wußte selbst nicht wie. Ueber Nacht hatte man die Lebensgewohnheiten reicher Leute angenommen. Die Wohnung gewechselt, die Bedürfnisse, den Stil. Mit dem Ergebnis, daß jetzt kein Sou überflüssigen Geldes vorhanden war.

Die teure Wohnung wurde zuerst aufgegeben. Das alte Atelier am Montparnasse, diesmal jedoch ohne Yvonne, die in die Provinz zurückgekehrt war, bezogen. Herr Languelier begann von neuem zu malen. Porträts, Landschaften, teils nach alten Skizzen, teils aus dem Gedächtnis. Doch die Krise hatte während Roberts zweijähriger Filmtätigkeit solche Ausdehnung angenommen, daß sich jetzt kein Käufer mehr für Herrn Langueliers Arbeiten fand. Der Händler meinte: „Probieren Sie's mal mit kleinen obszönen Sachen. So was zieht immer noch.“ Languelier spie vor ihm aus, schlug die Ladentür hinter sich zu. Er war ein Künstler, niemals würde er sich erniedrigen. Lieber verrecken. Zu Haus sah Robert, traurig, hungrig. „Papa“, meinte er leise, „ich werde versuchen, als Filmstatist Geld zu verdienen. Leblanc wird mir helfen.“ — „Niemand“, schrie der Alte, dann ist es ein für allemal aus mit deiner Karriere. Das erlaube ich nicht. Du bist ein Künstler, ebenso wie ich es bin.“ Rotkopf zuckte die Achseln. „Davon werden wir nicht satt, Papa“ — er war ja nun schon so wissend — „ehrliche Arbeit schändet nicht. Morgen gehe ich zu Leblanc.“ Am nächsten Abend teilte Robert dem Vater mit, daß er durch die Vermittlung des Regisseurs in

dem neuen Sensationsfilm „Hochstapler Michailow im Wolkenkrieger-Hotel“ die Rolle eines Listbros erhalten habe. Mottkopf war sichtlich erfreut. Leblanc hatte ihm fünfzig Francs Vorkauf gegeben. Dafür konnten sich Vater und Sohn ein paar Tage durchfiltern.

Der Alte sagte nichts. Schwieg verbissen. Als Robert zwei Tage später früh am Morgen zur Aufnahme ins Atelier gefahren war, brachte er wie stets die Wohnung in Ordnung, dann seine Arbeiten, deckte zuletzt den Tisch, legte einen Zettel hin, auf den er zuvor geschrieben hatte: „Ach denke, daß du es leichter haben wirst, wenn ich dir nicht mehr zur Last falle.“ Dann beugte sich der Maler aus dem Fenster, sprang in die Tiefe.

Am gleichen Augenblick trat Mottkopf, als schmucker Listbros herausgestaffelt, in das Hotelzimmer der Dollar-Prinzessin, überreichte ihr auf silbernem Tablett einen Brief. Nach den Angaben des Drehbuch-Verfassers enthielt das Schreiben die aufsehenerregende Mitteilung, daß der Ueberbringer als jugendlicher Star für die nächste Produktionsserie des Filmtruffs, in dem die Dollar-Prinzessin das entscheidende Wort zu sprechen hatte, engagiert sei. Doch wohlwahrnehmend; diese Szene spielte nur im Film!

Der Zwist

Von Anton Tschekow

„Der Teufel soll's holen! Da kommt man Hungaria wie ein Wolf vom Dienst nach Hause und bekommt, weiß der Teufel was, zu essen. Und dabei darf man nicht mucken. Sagt man aber etwas, so wird geweint und geweint!“

Nach diesen Worten schlug der Watte mit dem Köffel auf den Keller, sprang auf, lief hinaus und schlug während die Tür hinter sich zu. Die Frau brach in Tränen aus, drückte die Serviette ans Gesicht und verließ gleichfalls das Speisezimmer. Das Mittagessen war zu Ende.

Der Mann warf sich in seinem Arbeitszimmer auf den Divan und grub sein Gesicht in die Kissen.

„Der Teufel riet mir zu heiraten“, ging's ihm durch den Kopf. — „Weiteres Familienleben, das! Kaum nach der Hochzeit, denkt man schon ans Erschießen!“

Eine Viertelstunde später hörte man hinter der Tür leichte Schritte.

„Ja, das ist alles schon so Ujus... Erst befehdigt sie einen, und viel... Und dann kommt sie, Veröhnung? Niemals! Eher erhänge ich mich!“

Die Tür öffnet sich mit leisem Knarren, schlägt sich aber nicht wieder. Jemand war ins Zimmer getreten und kam jetzt mit leisen, zaghaften Schritten zum Divan.

„Also gut! Bitte um Verzeihung, siehe, weine! Von mir wirst du auch kein Wort hören, meinerwegen stirb auch... Ich schlafe.“

Der Mann barg sein Gesicht noch tiefer ins Kissen und fing an, leise zu schnarchen. Doch die Männer sind ebenso schwach wie die Frauen. Auch sie kann man leicht bis zur Maserei bringen, um sie dann wieder fester zu machen. Als er hinter seinem Rücken einen warmen Körper verspürte, legte er sich ganz lang ausgestreckt auf die Divanlehne.

„Ja, jetzt kriechen wir, schmiegen uns an, schmeicheln... Bald werden wir uns küssen, Was lauf ich mir dafür!... Und dennoch... muß man ihr verzeihen. Ja, die Aufregung könnte ihr doch schaden. Ich will zur Strafe sie nur ein Weilchen quälen und ihr dann alles vergeben...“

Ganz dicht an seinem Ohr vernahm er ein schweres Seufzen... ein zweites... ein drittes, und plötzlich berührte eine kleine Hand seine Schulter.

„Nun, denn, mein Gott, zum letzten Male will ich's ihr verzeihen... Ich hab' sie jetzt schon genug gequält! Ueberdies bin ich ja nicht ganz unschuldig. Wegen einer Lappalie habe ich Lärm geschlagen! Wir sind uns wieder gut, mein Lieb!“

Der Mann streckte seine Hand nach hinten und umfahnte den warmen Körper.

— — „Psui!!!“

Neben ihm lag sein großer Hund Dianka.

Weiteres

Malen und Sehen. Bei dem bekannten englischen Maler Whistler meldete sich eines Tages ein junges Mädchen zum Unterricht. „Was malen Sie denn mein Kind?“ fragte der Künstler. „Oh, ich male, was ich sehe“, gab diese bezeichnend zur Antwort. — „Nicht übel, meine Liebe, aber passen Sie mal auf: Der Schrecken, wenn Sie erst sehen werden, was Sie malen.“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 239.

Aus Chess Monthly's letztem Problemtürmer (Steinitz: Der praktische Schachspieler)

Schw.: Kc5, Sd8, Ba5, e3, f7, g5. (6)



Weiß: Kc1, Df1, Tf6, Lb7, g7, Bb4. (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 236: Dg6-f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Bouteil Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Franz u. Hyna Josef, Hostomitz; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Klimt Franz, Tetschen; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav, Wisterschan; Steiner Eduard, Schönfeld; Ulbert Rudolf, Proseditz.

— 0 —

Die Schachsparte des VI. Kreises veranstaltete anlässlich des Kreisfestes in Eger einen Schachwettkampf gegen den III. Kreis der D. T. J. (Pilsen). Der Schachkampf wurde an 21 Brettern ausgetragen und endete mit 14:7 Punkten für die tschechischen Genossen.

Partie Nr. 79.

Gespielt am 2. Juni 1935 in Modlan, I. Brett.

I. Runde um die Kreismeisterschaft.

Weiß: Hyna Franz, Sobruaan.

Schwarz: Aron Erich, Kleitsche.

- 1. c2-c4 e7-e6
- 2. e2-e4 d7-d5
- 3. c4xd5 e5xd5
- 4. Dd1-b3 Sg3-f6?

Zwischen den Sprachen. Die große italienische Tragödin Eleonore Duse lernte einst die bekannte Schauspielerin Clara Heese in Leipzig kennen. Die Vorstellung zwischen der Italienerin, die nur gebrochen deutsch sprechen konnte, und der geborenen Dresdnerin soll sich folgen dermaßen vollzogen haben: „Ach heese Duse.“ — „Und ich Duse heese heesen.“

Blumenschau. In Berlin war eine Blumenschau. Zum Eingang trat ein Mann. „Ich möchte eine Freikarte. Ich heiße Tulpe, meine Frau nennt sich Rose, ist eine geborene Aster, veriu, Kresse, hat veilschenblaue Augen, wir wohnen in der Lilienstraße und mein Stiefmütterchen möchte auch gern mitkommen.“

Am Telefon. Das Telefon klingelt. Lisa, die Köchin, geht an den Apparat. „Ist es für mich, Lisa?“ fragt die Hausfrau. — „Ich weiß nicht gnädige Frau. Er sagt: „Guten Tag, Lieblich!“

Freundschaft. Bob und Lilly zanken sich. „Ach“, seufzt Bob. „wären wir doch in Nizza!“ „Warum ausgerechnet in Nizza?“ fragt die kleine Frau giftig. „Da würden wir im Blumenlozzo mitfahren, du wärest die Rose und ich könnte dich wenigstens hinauswerfen.“

Besser ist der natürliche Zug 4...c7-c6, zu unklaren Stellungen führt 4...d5xe4 worauf Weiß mit 5. f2-f3 fortfahren wollte und auf 4...d5-d4 war 5. Dg3 geplant:

- 5. e4-e5 Sd6-g4
- 6. d2-d4 h7-h5

Oder g7-g6, damit kein Doppelbauer am Rand entsteht. Weiß verstand es nicht, den Textzug richtig zu beantworten, sonst hätte er sofort 7. f3 Sh6, 8. Le3 gespielt.

- 7. Sd1-c3 c7-c6
- 8. f2-f3 Sg1-h5
- 9. Lf1-d3?

Das hatte doch Zeit, zuerst sollte Lc3 oder Lxh5 nebst 0-0-0 geschehen, einfach so die Stellung aus der Hand zu geben, das ist stark, zu meinem Glück schlug der Gegner nicht die richtige Taktik ein und ich konnte im 19. Zug das Gleichgewicht wieder herstellen.

- 9. Dd8-h4+
- 10. Ke1-e2 Db4xd4
- 11. Lc1xb6 Th8xb6
- 12. Ta1-e1 Th5-e6
- 13. f3-f4 Dd4xf4
- 14. Sg1-f3 Sb8-d7

Bisher war es immer noch gemütlich, doch jetzt droht unangenehm Sxe5 und Sc5!

- 15. g2-g3 Df4-g4
- 16. Ke2-f2 Lc8-c5+

Weiß kann wieder frei aufatmen, Schwarz irrte sich wenn er wert auf diese Schach legte, der Springer mußte dorthin z. B. 17. Dc2 Sxd3+ 18. Dxd3 Lc5+, 19. Kg2 Tg6!

- 17. Kf2-g2 h5-h4
- 18. Sd3xb4 Te8xe5
- 19. Sh4-f3 Te8xe1
- 20. Th1xe1+ Ke8-f8
- 21. Sc3xd5?

Sehr interessant, nach cxd5 hat wohl Schwarz einen Läufer mehr, aber mit 3 Figuren kann er nicht ziehen, das mag auch der Grund gewesen sein, daß er das Opfer nicht annahm.

- 21. Sd7-f6
- 22. Sd5-f4 Sd6-h5?

Es war endlich die Gelegenheit da, den Läufer raus zuziehen, denn im Grunde genommen spielt Schwarz die ganze Partie mit einem Turm weniger.

- 23. Te1-e4 Sh5xf4
- 24. Te4xf4 Dg4-h3+?

25. Kx2-h1 und jetzt sollte auf f1+ die Vernichtung kommen, doch auf d3 stand noch der ev. Läufer.

Schwarz gab daher auf.

Anmerkungen Franz Hyna.